

Beiträge

Bruce Vawter

Das Ringen mit dem Lektionar aus der Sicht des Biblikers

Die Situation

In jüngster Zeit hat sich in einigen christlichen Kirchen ein stiller Umbruch von ökumenischer Reichweite vollzogen, der nur von überraschend geringer Aufmerksamkeit auf seiten ihrer Gemeindemitglieder begleitet war – wohl weil die meisten von ihnen nicht darin eingeweiht worden waren, was auf der Ebene der Entscheidungsgremien vor sich ging. Wir haben hier den Wortgottesdienst im Auge, wie er sich in den Sonntagsleseordnungen darstellt, die von den vier Hauptgruppierungen der christlichen Traditionen in der westlichen Welt aufgestellt wurden: von den Lutheranern, den römischen Katholiken, den Anglikanern (oder «Episkopalianern» in den USA) und den Presbyterianern (denen sich in diesem Falle die «United Church of Christ» zugesellt hat). Das Ergebnis ist, daß die Lektionare in der Auswahl ihrer Leseabschnitte nun zu 75% übereinstimmen, wenn freilich auch immer noch bedeutende Unterschiede bestehen bleiben. Dieser hohe Grad von Übereinstimmung wurde ermöglicht durch vereinte ökumenische Bemühungen, die Exegeten und Homiletiker verschiedener Kirchengemeinschaften zu gemeinsamer Arbeit an einem im wesentlichen gemeinsamen Lektionar zusammenführten, um so ein Handbuch mit Auslegungshilfen entstehen zu lassen, das in gleicher Weise der einen Konfessionsgruppe wie allen vier anderen zur Verkündigung der Schriftlesungen des Kirchenjahres dienen könnte.

Auf dem Hintergrund seiner Beteiligung an diesem Gemeinschaftsunternehmen hat der Verfasser dieser Zeilen auch den vorliegenden Beitrag zur Veranschaulichung dieses Geschehens geschrieben. Er glaubt, daß sich damit zugleich zeigen läßt, wie hoffnungsvoll es einerseits ist, wenn die verschiedenen Kirchen in solcher Weise versuchen, wie eine einzige Kirche zu sprechen, wie sie aber andererseits auch die gleichen Unzulänglich-

keiten teilen – gleichsam als eine andere Form von ökumenischer Gemeinschaft, nämlich ihre gemeinsame Unfähigkeit, das Bibelwort in seinem ureigensten Klang zu hören und dadurch dem Hörer des verkündigten Wortes in der angestrebten Weise eine Basis seiner eigenen Entscheidung zu bieten.

Das hier gewählte Beispiel zur Veranschaulichung dieses Unternehmens ist im derzeitigen Römischen Lektionar als der 27. Sonntag im Jahreskreis, Lesereihe A, bezeichnet; in der mehr traditionellen Sprache der protestantischen Lektionare handelt es sich um den 20. Sonntag nach Pfingsten bzw. den 19. Sonntag nach Trinitatis. Damit haben wir freilich in keiner Beziehung eine sehr aufregende Einführung anzubieten. Wir hatten aber – zweifellos zu Recht – den Eindruck, daß wir uns zunächst einmal mit den gewöhnlichen Sonntagen abgeben sollten, die einer nach dem anderen durchgegangen werden müßten, ehe bedeutungsvollere Zeiten des Kirchenjahres zum Zuge kämen.

Warum gerade dieser Sonntag gewählt wurde, entschied sich an zwei Punkten: Erstens hatte es im Zusammenhang des oben erwähnten ökumenischen Unternehmens schon einige Auseinandersetzungen gegeben, und daher hatten sich hier schon einige Überlegungen angesammelt. Und zweitens wird bei näherer Prüfung sichtbar, daß in der Tradition der Leseordnungen der inneren Harmonie in der Auswahl der Lesungen für diesen Tag einige Aufmerksamkeit gewidmet worden war: Alle hier beteiligten kirchlichen Traditionen haben ein und dieselbe erste und dritte Lesung, und bei der zweiten erweitern oder kürzen sie nur jeweils um einen oder zwei Verse.

Die Folge der Lesungen als Ganzes gesehen

Daß es hier eine echte Beziehung zwischen den Lesungen gibt und nicht bloß äußere Aneinanderreihung vorliegt, ermöglicht uns eine homiletische Behandlung dieses Tages, die vermutlich den meisten Predigern am ehesten entspricht. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die meisten Prediger mit Vorliebe die Predigt so weit wie möglich aus dem Zusammenhang aller Lesungen des betreffenden Tages entwickeln, und daher sind sie froh, wenn sie die Möglichkeit haben, dies ohne Künstelei oder «Eisegese» zu tun.

Im vorliegenden Falle haben wir eine Evangelienperikope (Mt 21, 33–43), in der bewußt Gebrauch gemacht wurde von der diesem Tage zugewiesenen alttestamentlichen Perikope (Jes 5, 1–7).

Diese Jesaja-Perikope stellt vielleicht eine Parabel dar, vielleicht aber auch eine Allegorie. Sie ist schon als das eine wie als das andere bezeichnet worden. Die Evangelienlesung ist eine unzweifelhafte Allegorie, die aus einer Parabel gestaltet wurde. Obgleich letztere nicht auf Jesaja als auf ihren Hauptanstoß anspielt, «konspiriert» sie doch mit den prophetischen Versen, um eine Wahrheit zu illustrieren, die oft den Hintergrund paulinischen Denkens bildet (ein Beispiel bilden die Metaphern in Phil 1,11 oder in 1 Kor 3,9), wenn diese auch in der zweiten Lesung dieses Tages (Phil 4, 6–9) nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Das heißt: Es geht um eine Wahrheit, die vermittelt wird durch biblische Bilder, in denen Gott vorgestellt wird als einer, der am Werk ist, der hegend und pflegend ein oft nur widerstrebend erreichtes Wachstum anstrebt.

Was durch solche Bilder ausgesagt werden soll, ist dies: daß im Wechselspiel zwischen Gott und dem Menschen mehr geschieht als bloß das, was mit den traditionellen theologischen Kategorien von Schöpfung, Erhaltung, Versöhnung usw. ausgesagt werden kann. Gott schafft und Gott ver gibt. Diese Sätze sind ganz einfache Aussagen. Und manchmal sagt auch die Schrift es so einfach. Aber bisweilen sagt sie auch, daß sein Handeln am Menschen Gott viel gekostet hat – sei es bei der Schöpfung oder bei der Erlösung – und daß wir um einen teuren Preis erkaufte worden sind (1 Kor 6,20; 7,23). Das Alte Testament schon hatte diese Sichten von Gott, und das Neue Testament hat seine Bilder dem Alten Testament entlehnt. Ganz deutlich aber ist uns diese Anschauung in der Person Jesu von Nazareth offenbart worden.

Es sollte an diesem Punkt wohl vermerkt werden, daß der Antiphonalpsalm (Ps 80), der im Römischen Lektionar für die Begleitung der Tageslesungen gewählt wurde, für den, der diese biblischen Texte als eine Einheit zu erwägen sucht, eher eine Ablenkung als eine Hilfe darstellt. Die Metapher vom Wein wird zwar auch hier verwandt, aber doch in einem ziemlich stark abweichenden Sinne, dessen Richtung im vorliegenden liturgischen Formular sonst nicht weiter verfolgt wird. Diese Art von mehr zufälliger Assoziation, die sich auf bloß verbale Anknüpfungen gründet, ohne ihrem besonderen Bezug größere Aufmerksamkeit zu schenken, ist eine von den ärgerlichen Schwierigkeiten, die das Lektionar gelegentlich dem Ausleger bereitet.

Eine zweite Möglichkeit für eine Gestaltung der Predigt, die ausgeht von einem Überblick über die

drei Perikopen, ist das Thema «Liebe, die Liebe erzeugt» oder «göttliche Liebe, welche Bruderliebe schafft». «Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat» (Joh 4,19). Dieses Thema läßt sich leicht aus allen drei Lesungen ableiten. Jesaja hat den Gott Israels seinen Geliebten genannt, weil er die Liebe dieses Gottes zu seinem Volke erfahren hatte (Jes 1,2). Paulus liebt die Philipper wie seine Brüder (Phil 4,1–8) – und es muß daran erinnert werden, daß die Gemeinde in Philippi die Gemeinde der besonderen Liebe des Paulus war –, und zwar wegen der göttlichen Liebe, die in der christlichen Gemeinde durch die spürbare Gegenwart des Geistes als der bleibenden Erinnerung an Christi Tod (Röm 5,5–8) erfahren wurde. In der schließlichen Allegorisierung der Parabel, wie sie jetzt in der Evangelienperikope zu lesen ist, soll die Figur des Sohnes des Eigentümers des Weinberges (vgl. die Formulierung «geliebter Sohn» in den Parallelen bei Mk 12,6 und Lk 20,13) uns an eben dieses Geschenk der Liebe in Christus erinnern.

Noch ein anderes mögliches Predigtthema, das mit gutem Recht aus einer umfassenden Zusammenschau der Tageslesungen herausgelesen werden kann, ergibt sich aus der Bestimmung ihrer literarischen Gattungen. Bei diesen Gattungen handelt es sich um ein Lied, um einen Brief und um eine Geschichte – also um drei der allgemeinsten Formen menschlicher Kommunikation überhaupt, heute sicherlich noch ebenso wie schon in biblischer Zeit. Eine Betrachtung dieses Faktors kann uns zu der Einsicht führen, daß die Weise der Vermittlung durch das Bibelwort nie wesentlich verschieden war von der Vermittlung des Wortes, das sich als Selbstmitteilung Gottes sowohl *vor* wie auch noch *nach* der Bildung des biblischen Kanons vollzog. Die Erörterung dieses Themas kann ein ziemlich delikates Problem aufwerfen, vor allem für den, der das Interesse des Verfassers daran teilt, daß die Schrift über allem anderen ihre Geltung als *die* Quelle der christlichen Botschaft behält. Nichtsdestoweniger kann man sich auch denken, daß es lohnend ist, der Gemeinde in Erinnerung zu rufen – und vielleicht ist es für den Prediger oder den Liturgen noch wichtiger, eben dies gegenwärtig zu haben –, was die ewig gültige Aussage, daß Gottes Wort in Menschenworten zu uns kommt, alles mitbeinhaltet. Das, was jetzt Heilige Schrift ist, war nicht irgend etwas ganz anderes, bevor es Heilige Schrift wurde. Und dieses Etwas, was es damals war und auch jetzt noch ist, ist uns Tag für Tag in gleicher Weise gegenwärtig in

einer vielfältigen Fülle solcher und anderer Formen. Diese Überlegung bezieht sich schon auf eine der Schlußfolgerungen, die wir weiter unten zu ziehen suchen.

Die Lesefolge in ihren einzelnen Teilen

Bis hierher haben wir die Lesungen unter dem Blickwinkel ihrer Einheit betrachtet, zumindest aber unter dem Blickwinkel ihrer Eignung, ein einheitliches Thema zu illustrieren. Jede einzelne Lesung aber hat jedenfalls auch noch ihre eigenen Werte und Stärken. Es ist sehr gut denkbar, daß – ganz abgesehen von der besonderen Geschmacksrichtung und den besonderen Talenten des Predigers, die hier mitspielen könnten – noch ganz andere Gesichtspunkte die Auswahl des einen oder des anderen dieser Eigenwerte (im einzelnen oder im allgemeinen) als Gegenstand der näheren Betrachtung gebieten könnten. Ein Beweggrund für eine solche Auswahl könnte es sehr wohl sein, den unmittelbaren Zeichen der Zeit gerecht zu werden. Diese Zeichen der Zeit aber können von einem zum Standard erklärten Dreijahreszyklus von Lesungen, die zu einem halbkünstlichen Kirchenjahr zusammengeschirrt sind, niemals wirklich vorausgesagt werden.

Die erste der Tageslesungen könnte für manch einen die interessanteste sein. Die Exegeten werden uns sagen, daß dieser Text eigentlich die Parodie eines Liedes zum Erntefest ist: Der Prophet bringt die Ironie, die in dem Auftrag gegenüber seinem Volke liegt, zum Ausdruck, indem er ein Freudenlied in ein Trauer- und Klagelied umkehrt. Damit hat er ein anthropomorphes Bild geschaffen, wie es manchen modernen Predigten fehlt, das aber nichtsdestoweniger einen Zug im Verhältnis des Menschen zu Gott hinsichtlich Sünde, Schuld und Verantwortung zum Ausdruck bringt, das der näheren Untersuchung bedarf, da es einen Gegenakzent setzt zu einer übermäßigen Konzentration auf den Menschen und seine Probleme. Wir möchten hier wieder erinnern an den Begriff des Leidens Gottes, der im Alten Testament oftmals forschend erörtert wird – lange bevor es eines der Modelle für den neutestamentlichen Passionsbericht wird.

Es ist nicht so, daß eine solche Betrachtung notwendigerweise immer von dem eigentümlichen Verständnis des sozialen Charakters von Sünde und Schuld wegführen müßte. Ganz im Gegenteil. Der konkrete Kontext der Jesajastelle, das Milieu, in welchem er «Judas Schrei» hörte und gegen sein

«Blutvergießen» zeugte, war das einer Nation, deren soziales Gefüge zerfetzt war durch die Unterdrückung von Gerechtigkeit und Redlichkeit. Die durch Gottes Urteil verhängte Androhung der Katastrophe, mit welcher die Stelle abschließt, ist eigentlich nur die Bestätigung einer nationalen Auflösung, die sich durch unsoziale Habgier und Selbstsucht bereits vollzogen hatte (vgl. Jes 3, 14 – 15; 5, 8). So wird uns – wenn wir die angedeutete Richtung in der Auswertung des Textes einschlagen – keinerlei Ermutigung geboten, den Blick von der von höchster Leidenschaft für das Recht beseelten Konzentration des Propheten auf gemeinschaftliche Verantwortung und folglich auf den sozialen Charakter der menschlichen Gottesbeziehung abzuwenden. Genau dies war nämlich die Art von Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, welche der Herr des Weinberges nach Jesaja erwartet hatte.

Es dürfte daher nicht allzu schwierig sein, sich die vielen aktuellen Bezugsmöglichkeiten dieser ersten Lesung vorzustellen, wenn man sie dazu verwendet, die richtige Akzentsetzung für eine Liturgie zu finden, die zu einer Zeit gefeiert wird, der weder Unterdrückung noch Ausbeutung noch Härte oder Mißbrauch und Anmaßung von Macht unbekannt sind.

Die zweite Lesung wird sich unseres Erachtens wohl eher in einer ergänzenden Weise denn als Ausgangspunkt eines eigenen Gedankenganges verwenden lassen. Viele Lesungen aus den neutestamentlichen Briefen das Jahr hindurch sind dazu geeignet, den beherrschenden Ton im Wortgottesdienst des betreffenden Tages anzugeben, diese eine aber ist dies nicht – es sei denn, wir hätten vielleicht eine ganz bestimmte Gemeinde in besonderen Umständen im Auge. Nichtsdestoweniger gibt es hier einige mögliche Einstiege, bei denen es sich lohnen würde, anzusetzen: So zum Beispiel, wenn Paulus die Begriffe Freude (im Philipperbrief stärker betont als in jedem anderen Brief!) und Friede miteinander verbindet, und dies immer abgestimmt auf die griechischen und hebräischen Redefiguren von Gruß und Segenswunsch. Diese Verknüpfung ist äußerst anregend, vor allem wenn wir uns den eschatologischen Klang des Wortes «Friede» in der Bibel vergegenwärtigen. Die Gemeinde in Philippi und alle anderen Christen, die mit ihr Anteil an dem Erbe haben, dessen Ergebnis und Kennmal das Neue Testament ist, wird hier ermahnt, sich zu freuen an einem Heil, das – obgleich es in der Zukunft liegt – so gewiß ist, daß man davon als etwas sprechen kann, das bereits si-

cherer Besitz ist. Es ist wohl heute noch eine genau so aktuelle Notwendigkeit wie zur Zeit des Paulus, den Enthusiasmus für eine «realisierte Eschatologie» dadurch zu dämpfen, daß man daran erinnert, daß das Heil noch eine Hoffnung darstellt, die sich auf das Wirken des Glaubens gründet (1 Thess 1, 3). Wenn Paulus sich den Philippern selbst als Beispiel empfiehlt, so ist dies kein Zeichen von Selbstgefälligkeit, sondern ein Zeichen dieser fest gegründeten Hoffnung. Es sollte in diesem Zusammenhang wohl auch noch vermerkt werden, daß Paulus die Wirkungen des christlichen Glaubens nicht als etwas zu definieren sucht, das verschieden wäre von dem, was Menschen im allgemeinen übereinstimmend als wahr, gerecht und ehrenhaft beurteilen. Die christliche Moralerziehung hat im Gefolge eines solchen Vorläufers nicht erst neuerdings gelernt, die Sprache ihrer Umwelt hinsichtlich eben dieser Umwelt zu sprechen, sondern hat von allem Anfang an diese Sprache gesprochen.

Wenn wir uns nun der Evangeliumslesung zuwenden, so sind wir wieder mit einer reichen Fülle von Möglichkeiten für die Ausrichtung der Liturgie konfrontiert. Von all diesen Möglichkeiten wollen wir aber nur ein paar wenige auswählen, die sich als besonders vielversprechend darstellen.

Die erste Möglichkeit würde sein, die ursprüngliche Parabel Jesu, die hinter der jetzigen Allegorie liegt, wieder herauszuarbeiten und zu deuten. Der Zweck einer Auslegung dieser Art ist nicht ein gleichsam archäologisches Interesse oder eine bloß historische Neugierde, sondern vielmehr, die derzeitige Kirche an das eschatologische Moment ihrer Ursprünge zu erinnern. Es ist sicherlich ein gut belegbarer Grundsatz, daß Liturgie sowohl zu Glaube und Entscheidung aufrufen sollte, wie sie auch die schon geschehene Glaubensentscheidung und ihre Konsequenzen feiern sollte. (So geht Paulus in 1 Kor 14, 20–25 davon aus, daß die gottesdienstliche Versammlung der christlichen Gemeinde der Ort sein kann, an dem das Kerygma zum ersten Male vernommen wird.) Und es ist voll auf denkbar, daß die Verkündigung des Reiches Gottes, so wie Jesus selbst sie in seiner Predigt vortrug, auch heute noch die gleichen Funken überspringen läßt, die einst die Herzen der Volksmassen in Galiläa entflamten. (Von daher ist zu verstehen, was John Dominic Crossan meint, wenn er die Befassung mit den Gleichnissen der Evangelien «die *eigentliche* Herausforderung durch den historischen Jesus» nennt.)

Wenn diese Parabel in ihrer ursprünglichen Fas-

sung betrachtet wird, so läßt sie sich einordnen als Teil eines deutlich erkennbaren üblichen Modells im Predigtstil Jesu. Danach betonte er nicht einfach nur die Pflicht, das Reich Gottes um jeden Preis zu suchen – es sei hier nur erinnert an derartige Paradoxe wie die Weisung, die Toten ihre Toten begraben zu lassen (Mt 8, 22; Lk 9, 60) –, sondern er verwandte auch Beispiele von zweifelhafter Moralität, um die Dringlichkeit der Verfolgung dieses Zieles zu unterstreichen: so z. B. der listige Verwalter von Lk 16, 1–7 und hier die Geschichte von den Pächtern, die sich mit Gewalt der Güter ihres abwesenden Grundherrn bemächtigen. «Das Reich Gottes leidet Gewalt, und Gewalttätige reißen es an sich» (Mt 11, 12; Lk 16, 16). Für eine zeitgenössische Gemeinde mittelständischen Zuschnitts kann es ausgesprochen schockierend wirken, wenn sie den ungeschminkten Bildern und Begriffen ausgesetzt wird, in denen Jesus den Unterprivilegierten seiner Zeit das Reich Gottes anbot. Das sind Begriffe, welche auch die spätere Kirche des Neuen Testaments schon abmildern und verwässern mußte, wenn sie nicht Ärgernis erregen sollten. Es mag dabei um Gedanken gehen, die nichtsdestoweniger auch in der Sprache der heutigen Gottesdienstgemeinde zu Gehör gebracht werden müssen, wenn auch ein gewisses Maß von Takt und Nüchternheit vonnöten ist, um zu gewährleisten, daß sie wirklich Gedanken des Evangeliums bleiben und nicht dazu verwendet werden, das Evangelium zugunsten anderer Interessen zu mißbrauchen.

Zweifellos liegt der einfachere Zugang zur Auswertung dieser Evangelienstelle darin, daß man sie in ihrer kanonischen Form gelten läßt: als die Allegorie, die durch kirchliche Redaktion den Weg in das geschriebene Evangelium gefunden hat. Niemand wird bestreiten, daß es die erste Pflicht und das besondere Vorrecht des christlichen Predigers ist, das Wort so zu verkünden, wie es ihm von dem in der Kirche wirkenden Geist gedeutet wird. Aber eben aus diesem Grunde sollte er aufs deutlichste erkennen, in welchem Geiste diese Deutung einst geschaffen wurde. Es genügt nicht, ja für gewöhnlich ist es nicht einmal eigentlich richtig, wenn er bloß die ursprüngliche Botschaft wiederholt. Diese Botschaft war an eine Hörschaft gerichtet, die heute längst nicht mehr da ist, und oftmals schloß sie Themenstellungen in sich ein, die heute gar nicht mehr existieren.

Im vorliegenden Falle wäre es sicherlich falsch, wenn ein Prediger den Evangelienbericht von der Auseinandersetzung Jesu mit den «Hohenprie-

stern und Pharisäern» zur Grundlage für eine Auseinandersetzung mit den Juden oder für eine polemische Behandlung des Judentums machen würde. Dies war einmal die Sinnrichtung dieses Abschnitts in der syrischen Kirche des 1. Jahrhunderts, für welche das Matthäusevangelium geschrieben war. Aber diese Zielsetzung war schon zur Zeit des Erscheinens dieses Evangeliums fast wieder überholt. Die einzig legitime Weise, wie jemand, der wirklich die Wegstrecke nachgehen will, über welche die Parabel im Dienste der Kirche zur Allegorie umgeformt wurde, sich diesen Abschnitt zunutze machen darf, besteht darin, daß er die damaligen Zielscheiben der göttlichen Mißbilligung auswechselt gegen ihre derzeitigen Entsprechungen. Heute ist es nicht mehr eine jüdische privilegierte Klasse, die in Gefahr ist, angesichts der Verkündigung des Evangeliums unter allen Völkern ihr angestammtes Erbe zu verlieren; das heutige Problem liegt bei einer Christenheit, die sich selbst für allzu selbstverständlich hält und die unfähig ist, die viel weiter reichenden Pläne Gottes zu erkennen, die so oft über ihren engen Horizont hinausgehen. Der christlichen Gemeinde muß bewußt gemacht werden, daß der eigentliche Platz der heutigen «Hohenpriester und Pharisäer» die christliche Gemeinde selbst ist. Im übrigen kann diese Art des Vorgehens ein gutes Lehrbeispiel dafür bieten, wie angemessen es war, wenn das Evangelium die Worte Jesu so allegorisiert hat. In Verfolgung dieser Linie konnte eine prophetische Botschaft auch weiterhin Bedeutung für die spätere Kirche behalten. Wir können diese verbindlich bleibende Bedeutung nicht richtig erkennen, wenn wir diese Entwicklung mit dem Matthäusevangelium einfrieren wollen, sondern nur, wenn wir diese Art der Anwendung weiter in unsere Verhältnisse hinein übertragen.

Schlußbemerkung

Aus alledem, was hier gesagt wurde, dürfte wohl deutlich geworden sein, daß wir in diesem neuen Entwurf einer Leseordnung für den Wortgottesdienst sowohl Stärken wie auch Mängel finden. Wir wollen uns hier nicht bei den starken Seiten aufhalten. Die Tradition der Leseordnungen ist alt; sie hat der Kirche schon gute Dienste geleistet, und heute mag sie ihr noch bessere Dienste leisten, da sie sich in der (mehr oder weniger) gemeinsamen Front darbietet, von der wir in den Abschnitten zu Beginn unseres Beitrages gesprochen haben. Was die Mängel betrifft, so mögen einige von

ihnen unvermeidbar sein. Andere aber könnten wir vielleicht dadurch abstellen, daß wir sie uns bewußt machen.

Die hauptsächlichste Klage, die manche Ausleger wahrscheinlich äußern dürften, betrifft wohl die verwirrende Menge von Auswahlmöglichkeiten, die das Lektionar ihm bietet. Eine Möglichkeit, dieses Problem mehr auf negative Weise zu lösen, ist die Einsicht, daß manche Texte nicht im Blick auf den Gesamtzusammenhang ausgewählt worden sind, oder aber sie sind zwar in dieser Absicht ausgewählt worden, aber doch ohne klares exegetisches Urteilsvermögen. Die Folge ist, daß der Prediger Schwierigkeiten hat, hier eine Entscheidung zu fällen, oder aber er sieht sich genötigt, auf eigene Faust eine Einheit zu konstruieren, die möglicherweise nur notdürftig und amateurhaft gelingt.

Diese Schwierigkeit ist besonders dort zu bemerken, wo es um einen Sonntag geht, der in Hinblick auf die bedeutenderen Zeiten des Kirchenjahres weniger charakteristische Züge aufweist. Es könnte vielleicht die Meinung vertreten werden, daß schon die weitausgreifende Anlage des Lektionars selbst zugunsten größter Freiheit dessen spreche, der über die Gestaltung der Liturgie bestimmt. Dies würde sich aber auf lange Sicht zum Schaden der Gottesdienst feiernden Gemeinde auswirken, die damit zu sehr Launen und Grillen ausgeliefert würde.

Fordern wir hier mehr, als wir mit Recht erwarten können? Vielleicht ja. Ein ideales Lektionar, das in der Lage wäre, für einen Dreijahreszyklus eine in jedem Falle unbestreitbar stimmende Folge von jeweils drei Lesungen zu bieten, läßt sich zweifellos nie erstellen. Diese bloße Erfahrungstatsache kann aber nicht bedeuten, daß unser weniger als ideales Lektionar nicht verbessert werden sollte. Dies bewegt uns auch zu der mehr positiven Empfehlung, daß das vorliegende Lektionar – oder eines Tages auch ein noch verbessertes Lektionar – schon wegen seiner Einheit stiftenden Funktion zwar beibehalten werden sollte, aber immer nur mit der Maßgabe, daß dabei der Vorrang einer sinnvollen Liturgie gewahrt werden müßte.

So könnte es – erstens – hingenommen werden, daß die Gemeinde, die das Lektionar verwendet, gelegentlich anstelle einer, zweier oder auch aller Lesungen andere einsetzt, die ihren Bedürfnissen mehr entsprechen. Zweitens könnten eine oder alle dieser Ersatzlesungen aus anderen Quellen als aus den kanonischen Schriften genommen werden – entsprechend dem, was wir oben hinsichtlich der

literarischen Gattungen dieser Lesungen für den 20. Sonntag nach Pfingsten gesagt haben. Diese Empfehlung könnte vor allem Anwendung finden im Blick auf den letzten Vorschlag, den wir jetzt noch machen möchten: Die Gemeinde sollte sich vor allem – wenn auch nicht ausschließlich – während der «toten» Zeiten des Kirchenjahres frei fühlen, ihre Liturgie um das herum aufzubauen, was jetzt im Volke Gottes oder in seiner Umwelt vor sich geht, statt der Routine des Gedächtnisses eines Datums der Vergangenheit zu folgen. Diese durchdachte Flexibilität im Gebrauch des Lektionars könnte unseres Erachtens die Absichten des

Lektionars selbst auf eine Weise zum Tragen bringen, wie es die heute üblichen undurchdachten Abweichungen nicht immer ermöglichen.

Übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

BRUCE VAWTER

geboren am 11. August 1921 in Fort Worth (Texas), Lazarist, 1947 zum Priester geweiht. Er studierte an der Universität St. Thomas und am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom, promovierte 1958 in Bibelwissenschaft, ist Professor und Vorstand der theologischen Abteilung der De Paul Universität zu Chicago. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher und mehrere Artikel, namentlich in: *The Catholic Biblical Quarterly* und *Journal of Biblical Literature*.

Henk Manders

Das Ringen mit dem Lektionar aus der Sicht des Liturgikers

Die Redaktion von *Concilium* hat mich gebeten, einmal über die Funktion der Schriftlesungen des Missale Paulinum an einem willkürlich gewählten Sonntag nachzudenken. Es schien eine einfache Bitte zu sein. Aber das Schicksal hat mich dazu gebracht, einen Sonntag zu wählen, der einige Schwierigkeiten verursacht, die durchaus Modell stehen können für Schwierigkeiten mancher Sonntagstexte dieses Missale.

Weil ich am fünften Sonntag der Fastenzeit ohnehin predigen mußte, habe ich die Texte kurzerhand zum Gegenstand der Untersuchung für diesen Artikel gewählt. Bei späterer Überlegung fragte ich mich, ob es eine gute Wahl war; es hat mir viel Mühe gemacht, mit den drei gegebenen Lesungen zu einem vernünftigen Predigthema zu kommen. Übrigens eine zu Rate gezogene Predigthilfe¹ scheint mir dieselbe Schwierigkeit gehabt zu haben; im Prinzip hat man dort mehr oder weniger dasselbe getan wie ich: Aus den gebotenen unzusammenhängenden Themen hat man eines ausgewählt; aber mit der Folge, daß für mich als Liturgen die übrigen Lesungen in der Luft hingen.

Schriftlesung?

Wer eine gute Predigt halten will, muß sich fragen, was in Zusammenhang mit dem gestellten Thema für die Zuhörer lebendig werden kann. Als ich mir bei vorliegendem Fall diese Frage stellte, stieß ich nicht sogleich auf das allgemeine Problem: Was wird in allen Menschen der Gemeinde beim Hören dieser Schriftlesungen lebendig werden? Doch dann sah ich auf einmal die Konturen des eigentlichen Problems: Das heutige Lektionar ist gemacht, um die Gläubigen mit dem Reichtum der Schrift vertrauter zu machen²; aber geschieht das auch wirklich?

Im Vorbeigehen soll bemerkt werden, daß die «lectio continua» an den Wochentagen das gesetzte Ziel sowieso nicht erreicht oder erreichen kann. An den Wochentagen kommt ein so kleiner Bruchteil der Gemeinde zum Gottesdienst, daß eine Begegnung der Gemeinde mit der Schrift dort unmöglich stattfinden kann. Außerdem sind die meisten Lesungen den noch Anwesenden, meist älteren Menschen, fremd und wenig vertraut.³ Sie kommen übrigens nicht zur Kirche, um der Schrift zu begegnen. Und so kann es vorkommen, daß man die Anwesenden während der manchmal ellenlangen Lesungen in Ruhe ihren Rosenkranz beten sieht.

Dasselbe gilt, vielleicht auf etwas andere Art, von unsren sonntäglichen Kirchgängern. Sie kommen nicht wegen der Heiligen Schrift (wie das vielleicht in den Gottesdiensten der reformatorischen Gemeinden der Fall ist). Ihr Interesse ist un-